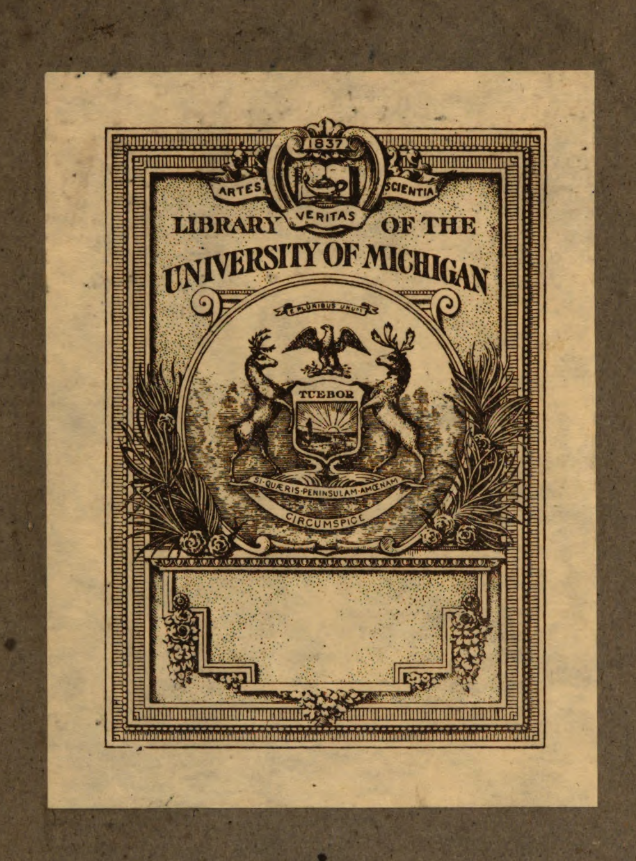

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Schiller

und

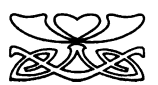
die Deutschen der Gegenwart.

Festrede
bei der Posener Schillerfeier

gehalten von

Eugen Kühnemann
Rektor der Königlichen Akademie zu Posen.

Der Reinertrag
wird für die Aufstellung der Schillerbüste in Posen verwandt.



Merzbach'sche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Posen.
1905.



Der Festakt der Posener Schillerfeier fand am 9. Mai 1905 um 12 Uhr mittags im großen Apollosaale statt. Der Verein Deutscher Sänger (Abteilung für Musik der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft) und der Posener Lehrerverein sangen unter Leitung des Herrn Professor Hennig vor der Rede die Nänie Schillers in der Komposition von Brambach und nach der Rede den Schluß der „Künstler" in der Komposition von Liszt. Die Posener Orchestervereinigung begleitete.

Die Festrede erscheint hier in erweiterter Form. Auch so wird sie viele Fragen unerledigt lassen. Eine Festrede kann nicht erschöpfend sein. Wer den angeregten Gedanken gerne weiter nachgehen möchte, den darf ich vielleicht auf mein Buch „Schiller" (Verlag der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München, 1905) verweisen.

E. K.

Wir haben uns hier an den östlichen Grenzen des Vaterlandes zusammengefunden, um bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages Schillers zu gedenken und ihm zu danken für alles, was er uns war und ist. Unser erstes Wort aber in diesem Augenblick muß der Ausdruck der freudigen Erhebung sein, wie sie in dem Gedanken liegt, daß in dieser Stunde, an diesem Tage überall, wo Deutsche wohnen, dieselbe Feier sie vereint, die Feier für ihn, der so oft der Lieblingsdichter der Nation genannt ist. Im ganzen Reiche und über das Reich hinaus, — ja das viel mißbrauchte Wort ist hier allein am Platz: So weit die deutsche Zunge klingt, erheben sich alle Herzen in einem einzigen großen Gefühl. Als man das hundertste Geburtsfest Schillers im Jahre 1859 beging, klang durch alle Reden die Sehnsucht nach Kaiser und Reich. Schiller, der die Deutschen geistig geeinigt hatte, wurde gepriesen als Herold und Vorläufer des ersehnten Genius, der sein Werk durch die staatliche Einigung vollenden sollte. Seitdem wir Kaiser und Reich erhalten haben, mußten wir so oft klagen, daß allzuviele tüchtige deutsche Menschen außer den Grenzen des Reiches unserm Staat verloren gehen. Nun tritt Schillers erhabene Gestalt nicht wie ein Prophet, sondern wie ein großer Mahner an alle Deutschen der Erde heran. Und wieder ist es die geistige Einheit, die, unabhängig von der staatlichen, sich bewährt. Wie damals als Vorbereitung des Staats, erscheint sie nun als das weitere Reich aller, die zusammengehören, als das „größere Deutschland." Die Einheit der Sprache bindet uns in den gleichen Gefühlen zusammen als ein Volk von Brüdern. Wie die Sprachgemeinschaft ursprünglich die Nation erst bildet, so erweisen sich die großen Dichter, in denen die Sprache ihr lebendiges Wesen offenbarte, als gestaltende Kräfte der Volkseinheit im höchsten Sinne des Wortes.

Gern überlassen wir es anderen, hochmütig die Nase zu rümpfen über manche minder erfreuliche Erscheinung, die eine so allgemeine Bewegung mit sich bringen mag. Manch dunkles und unklares Gefühl wird sich hier und dort in den Seelen der Feiernden mit dem Namen Schiller verbinden. Es gehört zum Wesen der großen geschichtlichen Gestalten des Geistes, daß jede Zeit sie aufs neue aneignet und sich ihr eigenes Bild von ihnen macht. Alle die Bilder von Schiller, die sich das Jahrhundert geschaffen hat, leben noch in diesem oder jenem Kopfe fort, oft in geringem Zusammenhang mit der wirklichen Gestalt. Und alle diese verschiedenen Vorstellungen treffen vielleicht in den Sälen zusammen, in denen man sein Andenken feiert. Verwirrung und falsche Auffassungen werden unvermeidlich sein. Bei der Frankfurter Goethefeier im Jahre 1899, bei dem Fackelzug, den die Bevölkerung der ganzen Stadt ihrem größten Sohne brachte, fragte mancher mit Lächeln: was wissen nun diese wirklich von Goethe? Hätte man nicht getrost dawider fragen können: und wie viel wissen wir von ihm? Es ist ein billiger Triumph der Überlegenheit, wenn bei solchem Anlaß der wissenschaftliche Mensch in philiströsem Dünkel des Besserwissens den warnenden Zeigefinger erhebt. Nein, so selten eine solche Gelegenheit sich ergibt, so kostbar und herrlich ist sie: ein Zusammenfinden aller Volksgenossen zu einem Fest, das nicht Gewohnheit noch offizielle Vorschrift herbeiführt, sondern das aus einem unmittelbaren Gefühl der gemeinsamen Verpflichtung hervorgeht. Mögen jene, die dazu berufen sind, dafür sorgen, daß der hohe Eifer, der die Deutschen ergriffen hat, zu guten Zielen gelenkt wird. Die Tatsache, daß wir mit allen, die unsere Sprache sprechen, an diesem Tage in einem einzigen Gedanken verbunden sind, soll uns kein anderes Gefühl wecken als dankbare Freude.

Denn es ist Raum zur Freude. Es ist ein Fest, das wir begehen, und keine Trauerfeier. Wer, der auch nur die geringste Aufrichtigkeit gegen sich selbst besitzt, darf behaupten, daß er jetzt — nach hundert Jahren — noch um unsern Friedrich Schiller weint, daß er an einem solchen Tage nach seinem Empfinden nach ernster Einsamkeit und Stille verlangt? Wenn die Nation

Geburts- und Todestage ihrer großen Männer begeht, so bekundet sie, daß sie die Pflicht fühlt, an ihnen Anteil zu nehmen wie an unseren nächsten Angehörigen. Aber wir denken nicht an ihre irdische Gebrechlichkeit, sondern an ihr Werk. Und in diesem Sinne hat die Feier des Todestages eigentlich noch einen besseren Sinn als die des Geburtstags. Denn nicht das ist uns wichtig, daß der Mensch uns gegeben wurde, sondern was er uns geleistet hat. Am hundertsten Todestage aber blickt das vollendete Lebenswerk auf ein Jahrhundert der ununterbrochenen Wirkung zurück. Hundert Jahre der lebendigen Tat — das ist wohl ein Anlaß zur Freude. Kein Geringerer als Goethe war es, der sich mit dem Gedanken trug, in diesem Sinne die jährliche Wiederkehr des Schillerschen Todestages zum Nationalfeste zu gestalten. Und wenn von der Erinnerung an Schillers Tod ein ernstes Gefühl sich in unsere Stimmung drängt, so doch allein in dem Sinne, daß wir seines heroischen Kampfes gedenken, in dem er durch übermäßige Anspannung der Kräfte den Leib zu früh verzehrte. Auch dies Gefühl führt uns auf seine Tat zurück und vertieft den Ernst, mit dem wir an ihn denken.

Denn freilich — nicht zu gedankenlosem und neugierigem Genießen ladet diese Stunde. In der Welt Schillers ist ein für allemal für diejenigen kein Platz, für die auch das Geistige im Grunde genommen nur ein Vergnügen ist und ein Anlaß, sich in der eigenen Eitelkeit zu sonnen. Wohl soll sein Fest in edelster Erholung uns hoch emporheben über den Alltag mit seiner Kleinheit. Aber es verstattet uns kein Ausruhen mit abgespannten Kräften. Wie Schiller selber den Sinn des Festes und der Erholung verstand, so sollen wir uns seines Sinnes würdig zeigen, indem wir uns aus der Einseitigkeit unserer Alltagsbeschäftigungen zurückfinden zu dem Großen, das seine Heimat war, und das freilich die Anspannung aller Kräfte von uns verlangt. Es kommen so viele bei solcher Gelegenheit mit dem Gefühl, als hätten sie ein Recht an die Feier, und als gehörte auch ihnen der Mann, weil sie Deutsche sind und weil sie von ihm wissen. Aber die höchsten Erscheinungen des Geistes müssen immer neu erlebt werden. Auch unsere Feste

sollen Taten sein, und ein Mann wie Schiller bedeutet für uns eine heilige Pflicht.

Wir wollen auch völlig hinaus sein über die Art, die manche lieben, bei der sie Schiller in Gegensatz bringen zu den Bewegungen unserer Tage und sich das Ansehen geben, als ob das Heil darin läge, daß wir uns zu seiner Vergangenheit zurückschrauben. Es geschieht nicht in Schillers Sinn, wenn man ihn wie das absolute Vorbild allem uns vielleicht unbequemen Wollen der Zeit gegenüberstellt. Wenn irgend jemand war Schiller ein Mann des vorwärts strebenden und aufwärts drängenden Lebens, — bei allem Gegensatz gegen kleinliche Verirrungen der Zeit in jeder Faser ein Arbeiter für die Zukunft. Wer zu ihm das rechte Verhältnis gewinnen will, soll mit allen Sinnen teilnehmen an dem drängenden Leben der Gegenwart und wenn auch nicht dem Tage, so doch der Zeit gehören. Wir feiern die lebendige Kraft, die in Schiller ist — heute wie vor hundert Jahren. Nur sollen wir ihn freilich nicht zum Vorredner machen für vorübergehende Zeitströmungen, von denen er nichts wissen konnte. So wenig er früher — streng verstanden — für die politischen Einheitsbestrebungen angeführt werden konnte, so verletzt es jede feinere Wahrheitsliebe, wenn man ihn heute für Sozialismus oder Übermenschentum in Anspruch nehmen will. Aber unter den veränderten Formen jeder Zeit kehren dieselben großen Fragen, kehrt besonders die eine Frage: wie sollst du leben? immer wieder. Die großen Führer und Erzieher der Nation sind diejenigen, die auf diese Frage eine Antwort fanden und derart lebten, daß sie von jeder folgenden Epoche aufs neue und nach ihren veränderten Aufgaben wieder erlebt werden kann und soll. So kann man — im Unterschied von den vorübergehenden Tagesströmungen — sprechen von einer ewigen Pflicht, der die Nation als die immer gleiche und stets erneute Volksgemeinschaft zu genügen hat. Nach dem Verhältnis zu dieser Ewigkeit der nationalen Idee mißt sich die Bedeutung unserer großen Männer.

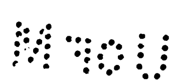
Nun dürfen wir es wirklich als eine gute Fügung preisen, daß für eine Betrachtung Schillers in diesem Sinne der Boden

heute so wie vielleicht noch niemals bereitet scheint. Man hat lange die einzelnen Seiten seines Wesens und Wirkens ins Auge gefaßt. War es nun der Lyriker oder der Dramatiker oder auch der Geschichtsschreiber und Philosoph, immer waren die blinden Anbeter da und wohl gar die Nachahmer, die der Fluch jeder wahrhaft großen Begabung sind — immer wurde dann durch den Übereifer der Widerspruch derer beschworen, die in dem gleichen Gebiete und mit neuen Zielen tätig waren, und in dem Hin und Wieder der Meinungen zerbröckelte der anfangs überwältigende Eindruck der Leistungen Schillers. Eine neue Stellung zu ihm hat sich herausgearbeitet in der letzten Zeit. Ja, sie ist herbeigeführt worden durch die bloße Tatsache, daß die Gedanken aller rechten Männer in diesen Monaten auf ihn hingelenkt waren. Eine wirkliche Einkehr ist erfolgt, und die Stellung wird eingenommen, die Schiller erst wahrhaft gerecht wird und ihn mit Entschlossenheit so nimmt, wie er es von uns verlangen kann. Wir wollen ein Verhältnis gewinnen zu der Ganzheit seines Wesens. Durch alle Erörterungen dieser Tage klingt die Frage hindurch: Friedrich Schiller, wer warst du in der Totalität deines Seins — ein Wort, das er liebte — und wer bist du mir? Über alle seine einzelnen Werke hinaus erstreckt sich — höher als sie — die Grundüberzeugung über das Leben, deren Ausdruck sie sind. Über das Ganze seiner Welt- und Lebensanschauung hinaus geht an Wert und Bedeutung sein Leben selbst. Denn wenn irgend wer hat Schiller seinen Glauben gelebt. Aus den Tiefen seines Wesens hat er ihn herausgestellt als das Ergebnis der Erfahrungen und Gedanken, die ihm geholfen haben. So sind es nicht mehr die einzelnen Werke oder Sprüche und nicht einmal die einzelnen Seiten seines Wirkens, durch die er für uns Bedeutung besitzt. Der ganze große Mensch, der in gewaltiger Arbeit sich emporringt zur Klarheit und zweifellosen Werten, der tritt als einer, den wir nicht entbehren können, in unser Leben hinein.

In dieser bloßen Tatsache schon liegt eine Gewißheit, die recht eigentlich das Ergebnis des Schillerschen Lebens und jener höchsten Zeit deutscher Geistesarbeit ist, und der der Deutsche treu bleiben muß, wenn er sich selbst nicht verlieren soll. Höher

als alle äußeren Güter, als Macht, Ansehen und Reichtum ist der Mensch. Die wahre Quelle des Lebens ist die Persönlichkeit. Wir sind hineingetreten in das Zeitalter der Maschine, und es scheint an der Arbeit, jeden einzelnen von uns herabzusetzen zur Maschine oder zum Maschinenteil. Wir wissen, daß wir in dem Kampf um den Erdball stehen, und daß es die erste aller Pflichten ist, unser Volk und Volkstum in diesem Kampf durchzusetzen und zu behaupten als Herrscher auf seinem Boden, dieser Boden mag über Weltteile sich erstrecken. Aber über die wahre Bedeutung, die ein Volk für die Welt und die Geschichte gewinnt, entscheidet zuletzt dies allein, was für Menschen es hervorbringt als den Ausdruck seiner ganzen geschichtlichen Arbeit. Soll das bloße Haben, Besitzen und Halten das Ende sein, oder gibt es hinter allen Vorbereitungen, sie mögen so weit reichen wie sie wollen, ein Höchstes und Letztes? Die vollendete Kultur der reifen und vornehmen Persönlichkeit — das Leben, welches innerlich reich ist durch ein Menschentum, das der Mühe wert war und an dem wir das Menschsein als ein heiliges Glück genießen? Auf dies Letzte und Höchste ist Schillers Blick gerichtet gewesen — um dies Letzte und Höchste hat er selber gerungen in der unablässigen Arbeit seines Lebens. Wahrhaftig hat er damit eine nationale Mission erfüllt. Ja, er hat uns sein eigenes Leben hinterlassen als ein köstliches nationales Gut. Was kann größer und im tiefsten Sinne des Wortes für uns Deutsche bezeichnender sein? Die meisten Dichter leben in ihren Versen oder in ihren Gestalten fort — er aber in der Ganzheit seines persönlichen Lebens, welches nach deutschen Begriffen immer das Höchste bleibt. Die Idee der persönlichen Kultur als Vollendung des Menschentums hat Schiller entdeckt und gelebt, ja — man darf sagen — er ist für sie gestorben, denn er hat in dem unablässigen Ringen um sie seinen Körper verbraucht. Darum lebt er aber auch für die Deutschen als der Träger einer Heilsbotschaft, von der sie nicht lassen können.

* * *



Er ist nicht vom ersten Tage seiner öffentlichen Wirksamkeit der Träger dieser nationalen Sendung gewesen. Aber vom ersten Tage an offenbarte sich in beinah erschreckender Größe die herrschende Kraft seines Geistes, die Macht des Willens, der feurig und unbedingt auf die höchsten Ziele gerichtet ist. Er wirft sich auf die Gestaltung der Welt. Es liegt ihm nicht allein am künstlerischen Gebilde, sondern er will die Zustände und die Menschen bessern und bekehren. Mit dem rechten Hochgefühl der Jugend, die es immer besser weiß und der die Umkehr zum einzig Rechten so leicht scheint, beginnt er seinen Weg. So lange es eine dramatische Literatur gibt, hat es keine Werke gegeben, die dem Sehnen der Zeit nach einer neuen Welt einen gleich mächtigen Ausdruck verleihen wie die Dramen der Schillerschen Jugend. In ihnen rollt der Donner der Revolution.

Als der Rächer aller Unterdrückten tritt Karl Moor in den „Räubern" vor die Zeit mit dem flammenden Protest des Gewissens. Diese Jugenddramen sind ein einziger großer Sang von der Erhabenheit der Kraft. Der Dichter folgt ihr mit Entzücken und labt sich an ihr auch in ihrer furchtbaren Verirrung. Er hat die unerschrockene Freude des Tragikers an dem großen Verbrecher. Hier lebt bereits die Welt, von der er im Spaziergang später gesprochen hat: aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit. Die geschichtliche Wirkung dieser Werke ist die größte gewesen. Wie sie dem tiefen Sehnen nach Besserung der Gesellschaft Ausdruck gaben, so haben sie es weiter angefacht und in allen Kreisen wach geblasen. Wenn der Fiesko mit der gleichen grausigen Freude am großen Verbrecher doch ausbog in die Vergangenheit unmittelbar gleichgültiger historischer Ereignisse, so tönt in Kabale und Liebe wieder der laute Notschrei der Zeit. Auch dieses Werk greift mit Macht unmittelbar in die Bewegung der Geschichte hinein. Der junge Dichter, der solche Werke schuf, lebte und webte mit seinem ganzen Herzen in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens.

Aber die revolutionäre Energie ist es nicht, die diesen Dichtungen den wesentlichen Schillerschen Charakter gibt.

Wohl ist der Atem, der sie beseelt, der mächtige Wille. Aber das Schillersche liegt darin, daß dieser Wille mit einziger Reinheit auf das Heilige geht. Es ist kein kleiner Neid, der ihm bei seiner Satire die Feder führt, oder der Ärger des Zurückgesetzten. Ein unerträglicher Schmerz zwingt ihm die Worte ab, die in Wahrheit Taten sind, aber es ist allein der Schmerz um die mißhandelte Menschheit in seiner Zeit. Wo ist Gerechtigkeit und Menschengüte in diesen verkünstelten Zuständen, wo bleibt die Liebe in der Herzenskälte, die alles erstickt? Weil er sich für das Menschengeschlecht in seiner Würde verantwortlich fühlt, erhebt er die Stimme. Er ist der Dichter der Idee der Menschheit in seinem ersten Werk.

Sobald er daher aus schwülem Gähren zur ersten Ruhe und inneren Klarheit kam, hat er im Don Carlos das Bild des Menschentums, wie er es sah und glaubte, in reinem Glanze entfaltet, — noch unter dem nachwirkenden Gefühl, daß die böse und kalte Welt keinen Raum für dies Herrliche hat. Darum wird das Lied zur schwermütigen Elegie. Noch in dem leisen Eingeständnis, daß er in holden Jugendträumen schwelgt. Darum wird es ein Lied von Jünglingen und ihrer Freundschaft, die getreu war bis zum Tod. Aber so lange in den Träumen der edeln Jünglinge die bessern Zeiten sich vorausmalen wie nach einem Lieblingsbilde Schillers der Glanz der Sonne in den Wolken des Firmaments, so lange wird dies Gedicht ihr rührendes Leben bewahren und dies Bild erkannt werden als das letzte Ziel unsers Willens, das Bild einer menschlichen Gemeinschaft, in der lauter voll entwickelte Persönlichkeiten das Ganze bilden und tragen. Auch dies ist eine Dichtung des Gewissens, das sich für die gesamte Menschheit verantwortlich fühlt. So lebt in der ganzen Schillerschen Jugendpoesie das tätige Verantwortlichkeitsgefühl des sittlichen Willens.

Es ist eigentlich der stärkste Beweis für die eigene Lebenskraft dieser Werke, daß sie sich behauptet haben gegen des Dichters eigene Meinung. Er selber schlug in seiner Entwicklung später eine andere Richtung ein. Künstlerisch waren ihm die eigenen Erstlingswerke zuwider. Aber das ist ja das Besondere der Kunstwerke, daß sie, einmal geschaffen, ihr selbständiges

Leben führen. Schiller hat die fortwirkende Gewalt seiner Anfänge nicht dämpfen können. So lange es ein emporstrebendes Leben in den Völkern, eine Gährung in den Schichten der Gesellschaft gibt, so lange werden diese Dichtungen Manifeste bleiben. Mögen sie stets auf eine gleiche Reinheit des Willens stoßen, wie sie in ihnen selber lebt. Denn ihnen ist es um die Sache der sittlichen Menschheit allein zu tun. Schiller ist die Stimme des Gewissens, aber niemals die der bloßen Begierde.

* * *

Wer von hier aus das Gesamtbild des Dichters entwerfen und ihn allein vorstellen wollte als den Führer des emporstrebenden Volks, der würde die Wendung unterschlagen, in der wir trotz allem die eigentliche sittliche Tat des Schillerschen Lebens erblicken. Der Jubel des Volks und der Jugend, der ihn umbrauste, hat ihn nicht berauscht, obschon der Jubel der Jugend für die Schaffenden die süßeste Musik ist. Alle schienen ihm zuzurufen, daß er auf dem rechten Wege sei. Er aber sagte sich, daß dieser Weg kein Ziel habe. Er kehrte um und fing von vorne an. Höher als Beifall und Ruhm, die ihm sicher waren, galt ihm die Klarheit und Gewissensruhe in ihm selbst. Wer war er denn, der sich vermaß, mit der sittlichen Forderung vor die Welt zu treten? Hatte er wirklich heiß genug gekämpft um Einsicht und Erkenntnis? War er mehr als ein genialer und schnellfertiger Phantast? Hier setzt sein Bedürfnis ein nach gründlicher wissenschaftlicher Kultur, nach der ernsten Auseinandersetzung mit dem besten Wissen der Zeit. Was er von ihm wollte, war etwas höchst Persönliches: sich selber den Platz zu bestimmen in der geistigen Arbeit der Epoche und das Recht seiner Wirkung zu erkennen und zu begrenzen. Hier aber tritt nun auch eine völlige Wendung ein. Er ist bis jetzt mit Forderungen aufgetreten an die Welt und die Verhältnisse. Von außen hat er das Heil gefordert und erwartet. Jetzt bildet sich der entgegengesetzte Gedanke aus. Entwickle in dir selber jede menschliche Kraft, stelle in dir das vollkommene Bild der Menschheit dar, dann muß ja endlich aus der Selbstsucht starker Persönlichkeiten die bessere Zeit hervorgehn. Es

ist der charakterische Unterschied des politischen Agitators und des religiösen Gemüts. Jener klagt für alles Leid und alle Not die andern und die Welt an, diesem liegt alles an der Rettung der eigenen Seele, mit der jede wirkliche Besserung beginnt. Schiller bewies an sich selber zuerst den heiligen Ernst, den er von den andern verlangte. Lange Jahre rang er in sich um den neuen Menschen. Auch hier hat er die höchste Probe des Erziehers bestanden und das Ideal selbst gelebt, das er aufstellte.

Wunderlich genug und ein Zeichen für die verwickelte Lage unserer modernen Bildungszustände bleibt es ja immer, daß dieser große Mensch durch Bücher hindurch gehen mußte, um den Weg zum Leben zu finden. Er wurde Schüler der Geschichtswissenschaft und der Philosophie. Aber es war ein schöpferisches Lernen. Indem er selber wissenschaftliche Werke gestaltete, drang er tiefer und tiefer in die Arbeit der Wissenschaft ein, und jedes dieser Werke bedeutete für ihn einen weiteren Schritt der inneren Sicherheit und Selbsterkenntnis. So begriff er, der seine Menschenbilder bis dahin nur aus seiner Phantasie genommen, im Studium der Geschichte, wie es in der Wirklichkeit des Menschenlebens zugeht, und bekam Blick und Sinn für die großen realen Kräfte. Man sollte diese seine Geschichtswerke nicht mit fachmäßiger Einseitigkeit am Maßstab der wissenschaftlichen Geschichtsforschung messen. So wie sie für ihn etwas Großes bedeuteten, für seine Erkenntnis des Lebens, so hat er das Geschenk, das die Geschichte dem Dichter gemacht, als Dichter der Geschichte zurückgegeben. Er gab der deutschen Geschichtsschreibung die ersten Werke, die durchweg als Kunstwerke gestaltet sind. Er erhob sie in das Reich der lebendigen Darstellung, die durch ihre innere Überzeugungskraft wirkt.

Was bedeuten aber alle die ernsten geschichtlichen Bemühungen neben Schillers Studium der Philosophie? Er hatte das Glück in ihre Arbeit hinein zu kommen gerade in dem weltgeschichtlichen Wendepunkte, den die Tat Kants für sie bedeutet, — zu einer Zeit, in der sie jede originale und in die Tiefe dringende Begabung gebrauchen konnte. Die klugen

Leute, die über die Philosophie, von der sie nichts wissen, so gern die Nase rümpfen als über eine müßige Kunst, brauchte man eigentlich nur hinzuweisen auf die Tatsache Schiller. Die Philosophie ist ihm die wahre Quelle des Lebens geworden. Sie hat ihm Reife und Klarheit geschenkt und alles, was in ihm von schöpferischen Anlagen war, entwickelt. Er aber zählt zu ihren großen Gestalten. Er hat sich in ihr seine eigene Provinz geschaffen, hat zu der schweren kritischen Arbeit Kants die Bekennerfreudigkeit des Propheten gefügt und die neue Botschaft für das Leben herausgearbeitet, die in ihr lag. Ja, — es ist buchstäblich wahr — er ist an ihr erst zu der Gestalt ausgewachsen, als die wir Schiller verehren, zum Propheten des deutschen Idealismus.

Aufs neue geht ein tiefes philosophisches Sehnen durch unsere Zeit. Die Menschen suchen wieder nach den Ideen, die ihnen als Lebensziele leuchten können. Man möchte sich der Hoffnung hingeben, daß hier im stillen sich die Bedingungen geschaffen haben für ein besseres Verständnis Schillers, ja daß hier ein wunderbares Zusammentreffen sei zwischen der Strömung der Zeit und seinem Gedächtnistage. Denn das ist gewiß: so wie auf den Ideen seines philosophischen Glaubens Schillers Bedeutung ganz eigentlich ruht, so haben sich gerade hier die Mißverständnisse gebildet, die vielen den reinen Blick für seine hohe Gestalt getrübt haben.

Er hat das Wesentliche seiner Lehre vorgetragen als die Idee der ästhetischen Erziehung. Wer in diesen Dingen nicht zu Hause ist, braucht das Wort nur zu hören, um sogleich zu meinen, daß es sich um die Verschrobenheit einer einseitig kunstschwelgerischen Zeit handelt, und daß die Sache ihn nichts angeht. Wir wollen durch das Leben und zum Leben erzogen werden und nicht künstlerisch spielen und wie man immer den Schillerschen Gedanken sich zurechtlegen mag. So kann eine wahrhaft große Entdeckung verkannt werden um ihres Namens willen und ein Mensch für fremdartig gelten in einer Zeit gerade durch die Idee, die ihn, recht verstanden, in das beste Streben der Gegenwart mitten hineinstellt.

Allerdings bringt Schiller das Besondere seines Ideals in die Fassung, daß er den schönen Menschen unserm Willen zum Ziel setzt. Um diesen seinen Gedanken zu verstehn, wird man fragen müssen, worin man das Häßliche im Menschenleben sieht. Häßlich ist das Unentwickelte, Verkümmerte, Geknickte und Gebrochene. Aber schön ist der Mensch, bei dem die freie Lebendigkeit und Ganzheit der Kräfte ungehindert und ungebrochen in die Erscheinung tritt. Wie Schiller von diesem Gedanken aus das Bild der Epoche entwirft, ist es, als spräche er über den heutigen Tag. Das sind nicht vergangene Zustände. Das Bild ist mit jedem Jahre wahrer geworden und wirkt gerade heute mit schreckhafter Überzeugungskraft. Es ist niemand unter uns, den die Schillerschen Fragen nicht in der Tiefe seines Lebens und Gewissens ergriffen.

Wenn du in der ungeheuren Entwickelung der modernen Lebenszustände und -forderungen irgendwo einen kleinen Platz gefunden und dich in völlig einseitiger Weise für die eintönig immer gleiche Arbeit abgerichtet hast, geht dir nicht vielleicht deine freie Menschlichkeit in demselben Grade verloren, in dem du als Facharbeiter tüchtiger und tüchtiger wirst? Wenn du die Tage hinbringen mußt in übermäßiger Anspannung des Verstandes und Willens, willst du dich am Abend erholen, und deine Erholung wird dann ein betäubender Genuß und Rausch der Sinne sein. Wieder bei anderen erstickt die Menschheit in leeren Formen. Wenn du deine Achtung vor dir selber gründest auf die mehr oder minder hohe Stellung in der Gesellschaft, die du einnimmst, dann machst du ja von dem Abstraktum der gesellschaftlichen Einrichtung dein Urteil über dich abhängig und findest deinen Wert nicht in dir selbst.

Das Gegenbild gegen alle diese Verkümmerungen ist der volle und ganze Mensch, bei dem Arbeit und Lust nicht auseinanderfallen, und der in sich selber den Grund seiner Geltung trägt. Er bedarf nicht der Abwechselung von maßlosen Anspannungen und sinnloser Betäubung. Seine Arbeit ist Freude, seine Freude ist Geist. Er erwartet die Befriedigung des Selbstgefühls nicht von äußeren Dingen, weil sein Leben durch sich selber ihm alles Genüge gibt, das er braucht.

Blicken wir auf eine Gestalt wie Goethe, — wie er den Menschen in sich entfaltet hat in der grenzenlosen Ausbildung seiner Empfänglichkeit, durch die er die ganze Welt, möchte man sagen, in seine Seele aufnimmt. Aber dies Empfangen ist wahres Aneignen, ist zugleich ein Umprägen in Gedanken, in Gestalten. Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit fallen ineinander in diesem Leben von unermüdlicher Schöpferkraft. Und dieses schöpferische Leben ist sich selber Freude genug.

Wir können nicht Goethe gleich sein. Aber das Ziel eines solchen vollen Menschentums ist jedem für seine Ausbildung gestellt. Darauf kommt es an, daß wir uns die Frische des Gefühls und der Empfänglichkeit bewahren in aller schweren Arbeit der Pflicht. Einem jeden erschließt sich im Verkehr mit der großen Kunst ein Reich der reinsten Freude, die zugleich eine Arbeit höchster Art ist und uns an dem Schauen und Begreifen der tiefsten Geister teilnehmen läßt. Wir könnten weiter gehn und das Ziel darin erblicken, daß wir Künstler des eigenen Daseins sein sollen. Wie in dem Kunstwerk das persönlichste Leben des Schöpfers den gesammelten Ausdruck findet, so soll unser Leben die reine Darstellung des mit uns geborenen Gesetzes sein. Das Leben der Persönlichkeit ist Tat und Freude in sich selbst.

So entfaltet sich Schillers Botschaft als die Idee einer neuen Kultur. Es ist die Kultur der in ihrer menschlichen Freiheit voll entwickelten Persönlichkeiten. Diese Kultur wird eine Aristokratie sein, aber nicht eine Aristokratie der Stände und Stellungen, sondern eine solche des schöpferischen Lebens. Unter diesen Grundgedanken hat Schiller unsere ganze Arbeit gestellt. Man sieht, wie weit entfernt dieses Ideal von jeder lebensfremden ästhetischen Schwärmerei ist. Hier tritt keineswegs eine Welt der Schönheit an Stelle der harten, realen Arbeit. Vielmehr in allem Ernst und aller Treue der Pflicht bleibt uns das letzte Ziel: in unserm Dasein die Ganzheit der lebendigen Seele zu wahren. Gerade die hohe Reinheit des sittlichen Standpunkts bei der vollen Würdigung des künstlerischen Lebensbestandteils und seiner Wichtigkeit ist das Eigen- und Einzig-

artige im Schillerschen Idealismus. Er hat den Deutschen die nationale Sendung hinterlassen, das Volk der besten durchgeistigten Bildung zu sein.

Es wäre schon viel gewonnen, wenn man einsähe: der Idealismus Schillers liegt nicht hinter uns als ein schöner Traum, sondern vor uns als ein hohes Ziel. Man hat ihn so oft den Dichter der Jugend und der Frauen genannt. Wenn das heißen soll, daß für den Mann in seiner harten Arbeit die Schillersche Botschaft wertlos sei, und daß sie nur jene entzücke, die mehr in schönen Träumen und Gefühlen als in der Wirklichkeit der Dinge leben, so ist es die ärgste Verkennung, die sich denken läßt. Die Jugend kennt noch garnicht die Gefahren, vor denen Schillers ernster Sinn uns retten möchte. Gerade das männliche Berufsleben bringt mit sich jene Verkümmerung zu traurigen Menschenfragmenten, in welcher der Dichter den Grundschaden der modernen Welt begreift. Die Frauen aber, die bisher noch verhältnismäßig am reinsten die Harmonie des Menschentums bewahrten, zeigen erst gegenwärtig die Sehnsucht, an allen jenen traurigen Entstellungen Anteil zu bekommen. Schiller schreibt die starke Mahnung der Einkehr für die Männer. Wohl mag es Zustände geben, in denen man alle jene Verirrungen für selbstverständlich hält, in denen man bei all der Entartung nicht einmal des Verlustes der eigenen Menschlichkeit bewußt wird. Denen, die so gesonnen sind, bedeutet dann freilich Schiller nichts, aber nicht darum, weil sie an Reife über ihn hinaus wären, sondern weil ihr Wille zur Persönlichkeit zu schwach ist, um sich gegen die Verkümmerung auch nur aufzulehnen, ja sie nur zu fühlen. Sie sind es zufrieden, Maschine zu bleiben, und haben kein Verlangen danach, Mensch zu sein. Wir aber wollen dann auch dessen gewiß sein: wo in diesem Sinne kein Raum für Schiller ist, da ist auch kein wahres Deutschtum in der durch ihn vertieften Bedeutung des Worts. Da ist keine Spur jener Kultur, welche die eigentliche deutsche Tat für die Welt sein soll.

Schillers eigene Auffassung ist ganz durchtränkt von männlicher Herbheit. Er weiß es zu gut: das Leben wird uns nicht in schönen Träumen geschenkt, es ist ein harter Kampf.

Ja, er bildet geradezu von diesem Gedanken aus eine ganze Geschichtsphilosophie, in der das Leben gedacht wird als der Kampf des Menschen um Behauptung und Wiederfinden der Ganzheit der Seele. In unseren Tagen ist in wirren Tönen eine Sehnsucht wieder erklungen, die der seinen verwandt ist, die Sehnsucht nach dem Menschen, der selbst die Quelle seines Lebens ist, sein Gesetz in sich selber trägt und von sich aus lebt. Aber bei keinem Neueren ist für diese Ideen die Größe und Weite des weltgeschichtlichen Bewußtseins, wie es Schiller besaß. Ja gerade die, welche die eifrigsten Prediger eines kleinen Bruchstücks seiner Lehren waren, haben ihn als vermeintlich weit hinter ihnen liegend verächtlich übersehen oder wohl gar geschmäht.

Von männlicher Herbheit war auch seine eigene Richtung im Leben. Ihn ekelte auf das Tiefste vor der Trivialität der Zustände, die ihn umgaben, und die er bei jedem Versuch der unmittelbaren Einwirkung aufs neue erfuhr. Darum begnügte er sich ganz mit der Stille des Schaffenden. Denn es ist ja nicht immer ein Zeichen von Schwäche, wenn ein Mann seinen Platz unter den Mitstrebenden räumt und sich auf sich selber zurückzieht. Schiller hatte zu viel gesehn von dieser kleinen Welt der geringen und kümmerlichen Seelen, der engen Interessen, des Rolle-spielen-wollens um jeden Preis, der Mittelmäßigkeiten mit ihren Versicherungsgesellschaften auf gegenseitige Unterstützung und gemeinsame Sache gegen das überlegene Können. Er erfuhr zu oft, wie die lebendige und hervorragende Kraft einfach durch ihr Hervortreten als eine Herausforderung wirkt, die ganze stumpfe Auflehnung der Gewöhnlichkeit unmittelbar wach macht und sofort alle Geister des Neides und des Hasses, der Verleumdung und der Verfolgung zu einer einzigen großen Verschwörung ruft. Herrlich bei dieser klar erkannten Sachlage bleibt sein Optimismus. Alle diese Gegnerschaften sind doch eigentlich nur eine notwendige Folge des Widerstreits der Kräfte, auf dem der Fortschritt der Kultur beruht. Man soll sie mit all jenen häßlichen Erscheinungen als die notwendige Bedingung des Guten, der Entwicklung zu den Zielen unserer Arbeit betrachten und ertragen. Statt über die Übel der Kultur zu

klagen, sollen wir unsere Kraft sammeln, um ihre Schlechtigkeiten in sittlicher Arbeit zu überwinden. Wenn die Reinheit seines sittlichen Glaubens vielleicht nirgends so wie in dieser Wendung hervortritt, so soll man doch zugleich die Schärfe des männlichen Wirklichkeitsblicks in ihr erkennen und sich völlig frei machen von der Meinung, als versetzten seine Anschauungen in eine Welt wirklichkeitsfremder Schwärmereien.

Die reife Tragödie des Dichters ist die Darstellung dieses schweren Kampfes, welcher das Menschenleben ist, so wie Schiller ihn sieht. Auch sie setzt den reifen Ernst männlicher Lebensbetrachtung voraus und um so mehr, da sie in die großen Weltverhältnisse tiefer hineinführt, als es die Tragödie je getan. Sie ruht ganz und gar auf der heroischen Lebensgesinnung Schillers, wenn er unser Dasein ansieht und schildert als den Kampf mit einem unbedingt überlegenen Gegner, mit den übermächtigen Gewalten in der Fügung des Lebens. Aber daß wir eines solchen Kampfes gewürdigt werden, das macht doch auch unser Leben groß. Es erscheint wohl als eine furchtbare, aber auch als eine in ihrer Furchtbarkeit erhabene Angelegenheit. Je nachdem die Beziehung auf die befreienden Ideen stärker hindurchblickt oder zurücktritt, wird die Stimmung lichter und das Bild einfacher und gleichsam kindlicher. So treten die volksmäßigeren Werke — die Jungfrau von Orleans und der Tell — den strengeren und verschlosseneren gegenüber. Der mächtige Weltzusammenbruch des Wallenstein malt die Kleinheit selbst des Klügsten vor der geheimnisvollen Sicherheit des Schicksals. In der Maria Stuart erscheinen die Großen der Erde so klein in ihrer Selbstigkeit vor dem ernsten Angesicht des Todes. Die Braut von Messina zeigt das Leben in seinen unzerreißbaren Schicksalsfügungen wie in der unverbrüchlichen Strenge seiner sittlichen Gesetzlichkeit. In der Jungfrau von Orleans aber tritt die Idee selber als das rettende Wunder unter die Menschen. Im Tell bildet die sittliche Idee der selbsterrungenen Freiheit das Naturdasein glücklicher Hirten zum Staat und Volke um. Mit jedem Werk erscheint der Künstler in einer neuen Wendung seines Könnens. Unendliche Möglichkeiten lagen noch auf seinem Wege. Schon rang er im

Demetrius um einen neuen Stil voll mächtiger Massenbewegung und realistisch bestimmten Lebens. Was hätte sich noch in ihm entwickeln mögen, wenn er — etwa in Berlin — das Element eines größeren Daseins auf sich hätte wirken lassen, — was, wenn er die große Volksbewegung der Befreiungskriege noch erlebt hätte?

* * *

Wunderbar sind die Fügungen des geistigen Lebens. Unmöglich scheint es keineswegs, daß der populärste unserer Dichter, wie Schiller so oft heißt, in ganz neuen Wirkungen seine geistige Kraft erweist, ja daß die tiefsten Brunnen seines Wesens dem deutschen Volke erst noch anfangen sollen zu springen. Jedenfalls sollte die Schillerfeier eine große Einkehr aller Aufrichtigen bewirken. So manches eingewurzelte Dogma wird vor den offenbaren Tatsachen verschwinden müssen.

Wie oft hört man es von ernsten Männern: als junge Leute hätten sie auch für Schiller geschwärmt, aber dem Mannesalter entspreche Goethe doch besser. Man möchte manchmal die stille Frage stellen, ob denen, welche so sprechen, Goethe wirklich ein Genosse ihres Lebens ist. Jedenfalls scheint eine solche Äußerung bei Schiller eine gewisse jünglingshafte Anschauung vorauszusetzen. Mit wie großem Unrecht, haben wir gesagt. Die Goethesche Weisheit geht tiefer auf alle jenen kleinen und großen Fährlichkeiten und Ärgernisse ein, an denen das Leben reich ist, und lehrt, über sie mit gutem Sinn hinwegzukommen. Darum scheint Goethe jedem arbeitenden Menschen unmittelbar näher zu stehen. Für Schiller handelt es sich stets um die Grund- und Hauptfrage, um das Verhältnis des Menschen zur Aufgabe des Lebens überhaupt, durchaus aber zur Aufgabe männlicher Lebensarbeit. Ob nun jemand die innere Vertrautheit auch mit der Schillerschen Weisheit gewinnt, das hängt ganz und gar davon ab, mit welcher Tiefe und Kraft jene Grundfrage ihm ins Bewußtsein tritt. Man kann ein tüchtiger Mann sein, ohne doch gerade zur religiösen Innerlichkeit der Schillerschen Lebenseinkehr geführt zu werden. Nur soll man sich dann nicht über Schiller hinaus wähnen, sondern einsehen, daß man in der Peripherie der Dinge lebt,

in deren Zentrum seine Weisheit wohnt. Sachlich genommen besteht zwischen den Lebensgedanken Goethes und Schillers die vollste Einigkeit.

Bei allen diesen Dingen handelt es sich um das richtige Verständis des vielberufenen Schillerschen Idealismus. Es ist eine Schmach und Trauer für die Kundigen, wie entsetzlich man ihn, den Grundgedanken vornehmer Lebensführung, für die Bequemlichkeit der Philister zurechtgelegt und zur bequemen Phrase verflüchtigt hat. Wenn dürftiges und gedrücktes Menschentum, um sich über die eigene Enge zu täuschen, sich an großen Worten von Freiheit und Hoheit berauscht und sich in ihnen erhaben vorkommt, ohne das eigene Leben bildend zu gestalten, dann soll das Schillerscher Idealismus sein. Der Geruch solcher Opfer würde seiner herben Seele widerwärtig sein wie der von muffigen Kleidern. Die wahre Idee des Schillerschen Idealismus ist die Idee der heldenhaften Lebensführung, der Glaube an die Kraft des Menschen, das eigene Leben selbst zu gestalten und zu schaffen zur freien Darstellung der Persönlichkeit. Große Forderungen und Ansprüche liegen in diesem Gedanken. Er ist sehr fern von jeder philisterhaften Selbstbescheidung, aber freilich auch ganz erfüllt von dem ernsten Willen der ewigen Menschheitsaufgaben, stolz und demütig, frei und fromm zugleich. Vor allem hat er auch nicht das Geringste gemein mit katechismusmäßiger Moralisterei. Er hat Wohnstätte und Geltung überhaupt nur dort, wo die höchste Selbständigkeit der Kraft unter eigenster Verantwortung zu den großen Aufgaben des Lebens sich Stellung und Richtung gibt. Der Schillersche Idealismus ist, recht verstanden, der sittliche Glaube aller wahrhaften deutschen Männer gewesen und wird es bleiben.

Ob auch für die Dichtung Schillers ein geklärteres Verständnis sich anbahnen wird? Anders gesagt: ob man anfangen wird, die bekannten Einwürfe gegen Schillers Dichtung in ihrem Werte neu und in richtigerem Verhältnis zu der bedeutenden und völlig originalen künstlerischen Gesamtleistung einzuschätzen? Die Zeit, in der die innerlichst geistlose Art des ausgezeichneten Otto Ludwig, Schiller allein nach dem fremden Muster Shakespeares zu schulmeistern, die Köpfe

verwirrte, liegt ja wohl endgültig hinter uns. Niemand verkennt das stark gedankenhafte Element in Schillers Poesie. Wer wollte leugnen, daß seinen Gestalten die Natur- und Lebensfülle der Goethischen fehlt, und daß seine klare und lichte Dichtung in die geheimnisvollen Tiefen der Seele, in jene Gegenden, in denen in unwillkürlichem und unbewußtem Wachstum die in ihrem Hervortreten erschreckenden Verhängnisse sich bereiten, nicht eindringt. Ob aber diejenigen, die ihr absprechendes Urteil über den Dichter Schiller auf diese offenkundigen Tatsachen gründen, wohl immer die Schillerschen Werke auf ihren reifen Mannessinn unbefangen noch einmal haben wirken lassen, indem sie es sich zur Pflicht machten, gerade das Künstlertum Schillers einmal wirklich zu begreifen? Ob sie immer die Sache genau genug genommen haben, um den großen Künstler z. B. in der Art zu erkennen, mit der er gewaltige Stoffmassen in der durchsichtigen und einfachen Form seiner Dramen bewältigt? Schiller eroberte für die germanische Tragödie eine Welt, von der Shakespeare noch nichts ahnte. Er bringt den politisch-geschichtlichen Verstand in die dramatische Dichtung hinein und entwickelt die Tragik, die dem Menschen bereitet ist, nicht weil er die ewig gleiche Menschenseele in sich trägt mit ihren gewaltigen Leidenschaften, sondern weil er in den großen Weltverhältnissen steht und ein Glied dieses mächtigen allgemeinen Lebens ist. Nun ist es merkwürdig, daß Einsicht und Überzeugung von der Gewalt, die die Mächte des allgemeinen Lebens, ganz unabhängig von unserm Willen und Wunsch, über uns haben, immer mehr gewachsen sind, dabei aber eine Abkehr erfolgen konnte von demjenigen Dichter, der als der erste von diesem Grunde aus die Form einer neuen großen Tragödie entwickelt hat. Gerade gegenwärtig blicken wir auf eine vorläufig abgeschlossene Bewegung des deutschen Dramas zurück. Ohne Zweifel ist es eine Gegenbewegung der schaffenden Geister gegen Schiller gewesen. Nach ihrem Ablauf verlangt die Gerechtigkeit, klar vorliegende Tatsachen anzuerkennen. Wir sehen tief ergriffen das eigentümliche Schicksal der beiden Hauptgegner Schillers, Otto Ludwig und Hebbel. Beide haben in einem Übermaß gerade derjenigen

Eigentümlichkeiten, die sie Schiller zum Vorwurf machen, der eine, Otto Ludwig, durch Eindringen der Reflexion die schöpferische Kraft geradezu aufgerieben, der andere, Hebbel, nur in ganz wenigen reinen und großen Kunstwerken ihre zersetzende Einwirkung überwunden. So wie der totkranke Schiller, der buchstäblich dem sterbenden Körper seine großen Werke abringen mußte, in der sieghaften Heiterkeit seines rechten Mannesglücks den merkwürdigsten Gegensatz zu den tief unglücklichen Dichtern nach ihm bildet, so hat auch er allein die einzigartige Form seiner Tragödie wirklich vollendet und ihren Sieg auf der deutschen Bühne bis heute behauptet. Es ist eine Form, die aus einer neuen tragischen Anschauung heraus geschaffen ist, und sie erwies sich in seinen Händen lebendig und beweglich genug, um in immer neuen Wendungen mit der gleichen Sicherheit des Gelingens ihn seine Kräfte erproben und steigern zu lassen.

Der erstaunlichste und meist gehörte Vorwurf ist doch der gegen die Schillersche Rhetorik. Wir sprechen hier nicht von dem jungen Schiller und seiner Kunst. Mag auch bei dem Reifen die rednerische Gewandtheit und Fülle seiner Menschen uns gelegentlich mit einem kalten unlebendigen Hauch berühren, hier sollen wir auf das gestaltete Ganze blicken und derartige Stellen, die freilich die eigentümliche Begrenzung der Schillerschen Gaben deutlich machen, schlimmstenfalls als Unvollkommenheiten gelten lassen, ohne die nun einmal kein menschliches noch künstlerisches Leben ist. Im übrigen aber hat der Vorwurf der Rhetorik doch nur einen Sinn, wenn der hohe Ton der Worte über den Mangel an Gehalt wegtäuschen soll. Nun zeige man bei Schiller und zumal in seinen prosaischen Schriften eine Stelle, in der sich große Worte breit machten, ohne daß tiefe Dinge und Gedanken darin ihren Ausdruck fänden. Es ist sonderbar: jedermann weiß, was die sittliche Kultur der Menschheit den prophetischen Naturen verdankt, d. h. jenen Menschen, in denen das Göttliche unmittelbar zum flammenden Ausbruch der Rede ward. Nun kommt in unseren Tagen ein Mann, jeder seiner Gedanken ist eine Überzeugung und ein Bekenntnis, in jedem bebt die tiefe Freude an dem neuen Leben,

das sich in ihm offenbart, und seine Rede flammt wie bei den großen Propheten. Und da wenden wir uns ab mit dem wohlweisen Achselzucken: Rhetorik. Jedermann freilich weiß auch, daß der gewöhnliche Mensch der geborene Feind des Propheten ist. Bei einem Manne wie Schiller sollten gerade die künstlerisch Empfänglichen das erstaunliche Können der rednerischen Formgebung bewundern. Je seltener solche Naturen gefunden werden, um so wertvoller sind sie im Geistesleben eines Volkes, die vollkommene Redner sind bei zweifelloser Tiefe und Eigenart der Gedankenarbeit. Bei Schiller ist die gehobene Form der Rede der natürliche Ausdruck für den Grundzug seines Lebens, vor dem wir uns nur mit Ehrfurcht beugen können, für die Selbstverständlichkeit und Freiheit, mit der er im Höchsten, im Ewigen als in seiner Heimat lebt.

Am wichtigsten wird die Frage sein, in welchem Sinn Schiller als ein nationaler Dichter zu betrachten ist. Wie er selber sich zum Vaterlande gestellt haben würde, wenn er seine Erhebung noch erlebt hätte, wollen wir nicht an gelegentlichen Sprüchen und Versen ausmachen. Denn bei einem Dichter von umfassendem Geist gibt es kaum eine Meinung, für die man nicht einen Vers von ihm anführen könnte. Aber die Jungfrau von Orleans und der Tell sagen es deutlich. Denn jene verherrlicht den Glauben an das Vaterland als die himmlische Kraft, welche Wunder tut. Dieser aber lebt und atmet die Wonne des Heimatsgefühls. So vorbereitet war die Seele Schillers für die freudige und völlige Hingabe an den Dienst des vaterländischen Staats. Nur fehlte ihm eben die kleine Tatsache eines staatlichen Daseins, für das er seine Kraft hätte einsetzen können. Er war gezwungen, sich seine Arbeit in anderer Richtung zu wählen. Ihm daraus einen Vorwurf zu machen — das konnte einer politisch erregten Sehnsuchtszeit zu gute gehalten werden. Wenn aber wir glücklichen Erben immer wieder auf diesen vorgeblichen Mangel nationalen Sinns zurückkommen, so ist es die ärgste Geistlosigkeit. Es ist eine unzweifelhaft nationale Sendung, die Schiller erfüllt hat. Ja, recht das Bewußtsein seiner Weltmission hat er dem Deutschtum ausgesprochen und eingeschärft: die seelisch reichste, künstlerisch

durchgeistigte Kultur der Persönlichkeit der Welt darzustellen und mitzuteilen, den Menschen auszubilden, der das Leben nicht ertragen kann, wenn es nicht zugebracht wird im beständigen Verkehr mit den Ewigkeitswerken des Menschengeistes, und wenn er nicht in seinem Dienst die Ganzheit einer eigentümlichen und einzigen Seele zur Entfaltung bringt. Nur sollen wir auch alle wissen, daß mit dieser Schillerschen Idee uns nicht ein Gegenstand zur Selbstberauschung geschenkt ist, — als wären wir schon etwas allein dadurch, daß wir einem Volk mit dieser Mission angehören —, sondern eine ernste, schwere Pflicht. Unzweifelhaft strebt im deutschen Leben der Gegenwart vieles von den Schillerschen Gedanken fort. Unzweifelhaft aber verlieren wir damit das, was uns unsere Bedeutung für die Welt gegeben hat und gibt. Es liegt im Sinne der Kultur ein hohes Ziel darin, nach dem Begriffe Schillers ein „ästhetisches Volk" zu sein. Im Gebiete der bloßen Macht- und Kraftentfaltung wetteifern viele mit uns. Nach den Vorfragen muß doch aber einmal wieder die Frage kommen. Dann wird alles daran liegen, ob die Lebenskraft unserer sittlich-künstlerischen Kultur im Sinne des deutschen Idealismus noch in uns lebendig ist. Schiller hat unsere beste nationale Anlage und die in ihr liegende Pflicht erkannt. Die deutsche Kultur wird eine Kultur reicher Persönlichkeiten sein, oder es ist um ihre Wichtigkeit für die Welt getan. Sie ist in ihrer Grundidee die Aristokratie des schöpferischen Lebens. Der Prophet dieser Idee ist Schiller. Darum bleibt der große, heldenhaft ringende Schiller der prophetische Mund unserer nationalen Sendung für Jahrhunderte. —

Wir wollen schließen mit Worten von ihm, und wenn uns hier denn die Stimmung der Trauerstunde für einen Augenblick überkommen will, so sei es mit jener verklärten Traurigkeit, in der er den Tod des Vollkommenen gesungen hat:

Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.

Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Aber in die Trauer hinein klingt die Botschaft des ewigen Lebens, wie in dem Vers, in dem sich Schiller die eigene Grabschrift gesetzt zu haben scheint:

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer — einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.